

48, 1. Verlag Franz Steiner, Stuttgart 2010. 95 Seiten, 47 Abbildungen, davon 6 farbig, eine farbige Beilage.

Wenn das Zusammenspiel von Verfassernamen und Haupttitel zunächst suggerieren mag, dass es sich bei dem Werk um eine Ausgrabungspublikation handelt, weist schon der Untertitel auf den entwicklungsge-schichtlich-kulturhistorischen Focus hin. Dieser Hinweis ist wichtig, da das Bändchen auch nicht wie eine Grabungsvorlage daherkommt. Ein Teil des Zielpublikums könnte das Buch vorschnell aufgrund des kleinen Formats, der wenigen Seiten und Abbildungen oder des schwer lesbaren Gesamtplans der Akropolis enttäuscht zur Seite legen. Wolfram Martini weiß natürlich, dass seine Abhandlung formal nicht den Anforderungen dieser Publikationsgattung genügt, und verdeutlicht die abweichende Ausrichtung im ersten Satz der Einleitung (S. 7): Es »soll versucht werden, den Prozess des Wandels eines Siedlungsplatzes und der Genese der Akropolis von Perge sowie die damit verknüpfte Ausprägung einer Kultur zu skizzieren«.

Anlass für die Publikation in den Sitzungsberichten war ein Vortrag bei der Wissenschaftlichen Gesellschaft an der Goethe-Universität zu Beginn des Jahres 2004, über den das Gedruckte jedoch inhaltlich hinausgeht, da Kampagnenergebnisse bis 2008 einfließen. Wer könnte mehr zu baulichen und kulturellen Veränderungen auf der Akropolis von Perge mitteilen als der Autor, der seit 1993 in Kooperation mit dem Grabungsleiter Haluk Abbasoğlu von der Istanbuler Universität dort bis zum Jahr 2008 gearbeitet hat? Ausgehend von einem ersten Projekt 1994 bis 1997 im Rahmen des Schwerpunktprogramms »Grundlagenforschung in Kleinasien« der Deutschen Forschungsgemeinschaft (Ergebnisse veröffentlicht in W. Martini / H. Abbasoğlu, *Die Akropolis von Perge I. Survey und Sondagen 1994–1997* [Mainz 2003]) und weiteren von der DFG finanzierten Folgeunternehmungen, besonders im Rahmen des Schwerpunktprogramms »Formen und Wege der Akkulturation im östlichen Mittelmeergebiet und im Schwarzmeergebiet« (1999–2005), fanden jährlich Feldforschungen statt.

Während Abbasoğlu in der späthellenistisch-kaiserzeitlichen Unterstadt von Perge arbeitete, widmete sich der Verfasser mit seinem Team von der Universität Gießen der Akropolis auf ihrem knapp neunzig Meter hohen und bis zu siebenhundert Meter breiten nördlichen Plateau. Dieses Areal blieb bislang bei touristischen Stippvisiten ausgespart, und auch Fachleute werden eher selten den Tafelberg erkundet haben, dessen Bebauung und Bedeutung von dem tieferen Niveau der kaiserzeitlich-byzantinischen Stadt nicht zu erahnen sind. Erst durch die neuen Forschungsergebnisse zur Akropolis, die in zahlreichen Einzelpublikationen veröffentlicht sind (s. »Verzeichnis der konsultierten und zitierten Werke« S. 88–91), wird die antike Stadt wirklich verständlich. Die nach Zeitstellung und Siedlungstopographie gegliederte Beschreibung der städtischen Entwicklung macht deutlich, dass die eindrucksvolle zivile Unterstadt im Rahmen der Siedlungsgeschichte nur das Resultat kurzer fried-

Wolfram Martini, **Die Akropolis von Perge in Pamphylien. Vom Siedlungsplatz zur Akropolis.** Sitzungsberichte der Wissenschaftlichen Gesellschaft an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main, Band

licher Zeiten und wirtschaftlichen Wohlstandes ist, der politisch-sakrale Kern des Gemeinwesens einschließlich öffentlicher Freiflächen und kultischer Zentren aber stets auf dem flachen Hügel situiert war.

Die Abhandlung besteht aus elf Kapiteln (Abbildungen im Fließtext), die durch Verzeichnisse, Farbabbildungen und eine Beilage ergänzt werden. Auf die Einleitung folgen in chronologischer Reihung Textkapitel zur Entwicklung Perges von chalkolithischer Zeit bis zur mittelbyzantinischen Epoche. Ein abschließendes Kapitel dient als Fazit, in dem die zeitabhängigen externen kulturellen Einflüsse und indigenen Entwicklungen komprimiert zusammengestellt werden.

Im Folgenden seien die wichtigsten Befunde und Funde sowie die abgeleiteten Interpretationen kurz erläutert: In der »Einleitung (methodische Aspekte, Forschungsgeschichte, Topographie)« (S. 7–13) macht Martini auf die so häufige Praxiserfahrung aufmerksam, dass »Einwirkungen benachbarter Kulturen« ausschließlich anhand der materiellen Hinterlassenschaften untersucht werden müssen – und die Kultur so als deren Summe zu bewerten sei. Dies wird in einem kurzen theoretisch-methodologischen Absatz unter anderem mit der Geertz'schen »Dichten Beschreibung« abzusichern versucht, was leicht modernistisch wirkt. Anschließend werden die wenigen früheren Grabungsunternehmungen auf der Akropolis mit stets enttäuschenden Ergebnissen geschildert. Noch in den neunziger Jahren herrschte die Einschätzung einer weitgehend ungenutzten, im besten Falle mit byzantinischer Streubebauung ausgestatteten Hügelfläche vor. Der Autor belegt in einer Analyse der geographisch-topographischen Situation das hohe Siedlungspotential des heute vierzehn Kilometer (in der Antike zirka zehn Kilometer) vom Meer entfernten Tafelbergs. Als weitere Indizien für eine stark zu vermutende frühe Besiedlung dienen antike mythische wie historische Schilderungen. Alle Überlegungen mündeten schließlich in dem Gießener Engagement auf der Akropolis von Perge.

Auf Grund der großen Hügelfläche von vierzig Hektar wurde zuerst eine Kombination von Survey und Sondagen gewählt, ergänzt durch eine geophysikalische Prospektion und Rammkernsondierungen, auf die mehrere Flächengrabungen in aussichtsreichen Arealen (Fläche 1, 2, 3) folgten.

Auf diese Vorbemerkungen zur feldarchäologischen Basis des Informationserwerbs folgen kapitelweise Einblicke in einzelne Zeitabschnitte. »Die Anfänge in chalkolithischer Zeit (5.–4. Jt. v. Chr.)« (S. 14 f.) sind in Form von Kleinkindbestattungen vor allem in der mittig auf dem Tafelberg gelegenen Fläche 1 nachzuweisen. Der Verfasser erwägt, ob diese Gräber einst unter Hausböden lagen, die als Aufgehendes vollständig vergangen seien. Die Datierung in das späte fünfte Jahrtausend erfolgt anhand von Radiokarbonanalysen. Etwas weiter östlich wurde das Grab eines männlichen Erwachsenen mit einer Speerspitze aus Feuerstein entdeckt, die stilistische Parallelen in zentralanatolischen Exemplaren besitzt. Immer wieder in Sondagen nachgewiesener Hüttenlehm

führt zur Annahme einer bereits recht großflächigen Nutzung in einem Gebiet von sieben Hektar (Abb. 4). Exogene Kontaktbereiche zeichnen sich für diese früheste Phase nur andeutungsweise ab: der südwestanatolische Raum und Anschluss an einen weiteren Fernhandel (Obsidianklingen).

Im Kapitel »Frühe und mittlere Bronzezeit (3000–1600 v. Chr.)« (S. 16–20) kann erstmals Architektur sowie ein breites Spektrum von Kleinfunden wie etwa einem Ensemble aus Keramikgefäßen, einem Bronzemesser und einem Libationsarm vorgestellt werden. In Fläche 1 sind drei Mauerabschnitte ergraben (Abb. 5), die als Terrassierungen beziehungsweise als Teil eines Gebäudes angesprochen werden. Das Libationservice war nach hethitischen Vergleichsstücken wohl für eine Bierspende gedacht. Da es in letzterem Bau wohl intentionell niedergelegt wurde, gelangt Martini zu einer kultischen Gesamtdeutung für die als repräsentativ gewertete Architektur und die Fundgüter von Fläche 1. Dazu fügt sich eine Ansammlung von dünnen, verziegelten Lehm- und Aschenschichten, die als Aschenaltar interpretiert werden. In dieser Epoche schien sich die Nutzung über eine Fläche von zwölf Hektar ausgebreitet zu haben; äußere Einflüsse gelangten nach wie vor aus dem südwestlichen Anatolien nach Perge.

»Die späte Bronzezeit (1600–1100 v. Chr.)« (S. 21–26) war eine wichtige Epoche für die Siedlung. Außeranatolische Kontakte sind in Form von zypro-mykenischer Keramik in der Fläche 1 nachzuweisen wie auch architektonische Neuerungen in Gestalt zweier Antebauten. Sie wurden allerdings später rigoros überbaut, so dass sich der Leser fragt, welche und wie viele Reste Anlass für die Rekonstruktion und Interpretation geboten haben können. Der größere Antebau fasst den älteren Aschenaltar ein; dies zeigt kultische Kontinuität an (Abb. 10). Bemerkenswert ist die Verwendung von behauenen Steinen, einer Technik, die für Perge eine Novität war und nach dem Autor vielleicht ebenfalls nach zyprischem Vorbild aufgegriffen wurde. Neben die Importkeramik traten lokale Imitationen und indigene dickwandigere Gefäße. In der sakral genutzten Fläche 1 überwiegen importierte Waren, woraus auf deren höhere Wertschätzung geschlossen wird. Der Fund eines Rundherdes in der nur an dieser Stelle erwähnten und auf dem Gesamtplan arg summarisch dargestellten Fläche 3 wird als Ausgangspunkt für weitreichende Erörterungen möglicher Adaptionen aus dem mykenischen oder hethitischen Kulturraum sowie der Frage nach lokalen Eliten und deren pauschal vorausgesetztem Distinktionsbewusstsein benutzt. Als Gegengabe für externe Luxusgüter wurden vielleicht die Produkte der fruchtbaren Schwemmlandebene des Kestros aufgewendet, aber auch das ist eine nicht verifizierbare Plausibilitätsabwägung. Der Verfasser spricht für diesen Zeitabschnitt die Frage der Benennung der Tafelbergsiedlung an, da der Text einer Bronzetafel des dreizehnten Jahrhunderts aus Boğazköy von einem geographisch grob in dieser Region zu lokalisierenden Ort namens Parha am Kastraja berichtet. Auch wenn

Sicherheit nicht zu erlangen ist, liebäugelt er deutlich mit dieser Identifizierung.

»Die frühe und mittlere Eisenzeit (1100–700 v. Chr.)« (S. 27–35) zeigt im Unterschied zu den bisherigen Zeithorizonten eine Vielfalt von baulichen Veränderungen in kurzen Abständen. In Fläche 1 wurden beide Antebauten aufgegeben beziehungsweise grundsätzlich modifiziert, dazu kam ein neues nördliches Einraumgebäude (Haus 2) (Abb. 15). Der sogenannte »Kultbau West« statt des früheren »Kultbaus Ost« besitzt eine mittige Herdstelle. Dadurch und wegen der Aufstellung eines kalksteinernen Kultmals (Baitylos) wird das Fortdauern der sakralen Nutzung von Fläche 1 nahegelegt. Eine qualitative Verschlechterung des Mauerwerks gegenüber der spätbronzezeitlichen Phase ist nach Martini klar zu erkennen. Wenig später, in der früheisenzeitlichen Phase 3 wurde der Kultbau West stark verkürzt, der Herd im Inneren blieb intakt; an Haus 2 wurde Haus 1 mit ebenfalls nur einem Raum angebaut (Abb. 18). Die Anzahl dieser Gebäude vervielfachte sich, sie wiesen eine geschlossene Frontgestaltung auf und schlossen den Freiplatz nach Norden ab. In der mitteleisenzeitlichen Phase 1 fand auch eine Abgrenzung nach Westen statt (Abb. 19). In jedem der Häuser ist eine Herdstelle nachgewiesen. Später in der mitteleisenzeitlichen Phase 3 wurden trennende Wände entfernt; es entstand im Norden ein größerer Raum (Abb. 21) mit einer Herdstelle für acht beziehungsweise sechzehn Töpfe. Hier an Veranstaltungen einer größeren Gemeinschaft zu denken liegt nahe. Der Autor spricht deshalb und wegen des Fundes vieler Tierknochen von Speisehäusern (Estiatoria).

Das Kapitel »Die späte Eisenzeit I (700–500 v. Chr.)« (S. 36–49) berichtet, anders als das vorhergehende, kaum von architektonischen Transformationen und konzentriert sich auf die Vorlage interessanter Funde und die Erörterung von deren kulturhistorischen Implikationen. Rhodische Knickrandschalen, ihre örtlichen Kopien sowie rhodische monumentale Relieffamphoren machen einen Großteil der keramischen Funde aus. Der Verfasser spricht bei den Amphoren, die durch Kontakt mit Rhodiern nach Perge gekommen seien, von einer für Repräsentationszwecke verwendeten Gattung. In dieser Zeit wurde der westliche Mittelmeerraum neben Zypern zu einem kulturellen Impulsgeber. Auch die in das siebte Jahrhundert zu datierenden Mauerzüge mit sorgfältigem Fugenschluss und geglätteten Steinfronten könnten auf einen exogenen, konkret rhodischen Einfluss zurückzuführen sein, wie er für andere Städte der türkischen Südküste angenommen wird. Dass Perge nach 547 v. Chr. zum persischen Reich gehört habe, kann den Fundobjekten dagegen nicht abgelesen werden.

Die seit dem sechsten Jahrhundert für größere Bauten eingeführte und von da an gebräuchliche Quadertechnik mit einer neuartigen ästhetischen Wirkung ist in ihrer frühesten Ausprägung in der Fläche 2 nachzuweisen, die im Westen der Akropolis (im Fließtext als »Westhügel« bezeichnet) liegt. Dort befand sich ein vierhundert Quadratmeter deckendes, annähernd quadratisches Gebäude mit mindestens vier Kammern und einem

Vorhof (Abb. 32). Eine kultische Funktion (»Kultbau 1«) kann Martini nur anhand von später in diesem Areal errichteter Architektur sowie mittels Funden ableiten, wobei die Fundobjekte selbst allerdings noch nicht vorgelegt werden.

»Die späte Eisenzeit II (500–330 v. Chr.)« (S. 50–67) brachte im fünften Jahrhundert eine erhebliche Vermehrung von Bauten auf Fläche 2 mit sich, die südlich des Kultbaus 1 um zwei Säulenhallen und einen monumentalen Rechteckbau von mindestens achtundzwanzig Metern Länge bereichert wurde (Abb. 33). Neben den architektonischen, griechisch geprägten Überresten gibt auch die Keramik Auskunft über ein exzeptionelles Anwachsen athenischen Einflusses seit der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts. Der Autor möchte die plötzliche Präsenz attischen Fundmaterials mit politisch-kriegerischen Aktivitäten nach 470 v. Chr. im persisch beherrschten Pamphylien erklären. Dabei hätten die Athener auch Perge erobert, unter anderem das Heiligtum in Fläche 1 zerstört und anschließend Siedler vor Ort gelassen. Martini weiß um die Waghalsigkeit derartiger Thesen und nennt alternativ die Möglichkeit eines erhöhten Imports attischer Produkte auf Grund der überregionalen Marktführerschaft Athens.

In Fläche 1 wurden nach der Zerstörung einige Gebäude wieder aufgebaut, andere im Bereich des alten Kultmals (Baitylos) stark umgestaltet (Abb. 35). Das Laufniveau war mittlerweile so aufgehöhht, dass das Kultmal zum Teil in der Erde verborgen blieb. Die Quantität der Sakralbauten wurde reduziert, die grundsätzliche Struktur und Funktion der Gebäude aber beibehalten. Dies änderte sich im letzten Viertel des fünften Jahrhunderts nach erneuter Zerstörung und Planierung. Südlich des westlichen Antebaus wurde eine Dreiraumgruppe mit äußeren Banketträumen (fünf und neun Klinen) und mittigem offenen Hof angelegt, in dem noch immer das alte Kultmal den Besuchern präsentiert wurde.

Erst in diesem Kapitel kommt der Verfasser auf das bedeutendste Heiligtum Perges zu sprechen, dasjenige der Artemis. Das Alter des Kultes ist unbekannt, das früheste Zeugnis ist eine gräko-pamphyliche Weihinschrift des frühen vierten Jahrhunderts. Die Gründe für die Identifizierung mit den umfangreichen Bauresten am Südostrand des Tafelberges bleiben ungenannt; ein Indiz scheint in der geomorphologischen Situation gesehen zu werden, da an der Hangkante Grotten mit Quellen existierten, die gut zum Kult der anatolischen Großen Mutter als Naturgottheit zu passen scheinen. Das Temenos misst etwa sechzig mal hundert Meter, an der Westseite ist die räumliche Abgrenzung durch eine aus dem Fels gehauene Mauer gesichert, in der ein dreiteiliges Felstor den Zugang zur terrassierten Anlage ermöglichte (Abb. 37). Westlich davon erstreckt sich eine Felsbarre als »weitläufige Sakrallandschaft« mit Grotten und Nischen für Votive (so etwa ein in den Fels gehauenes Relief einer thronenden Gottheit und eine etwa zweieinhalb Meter hohe Stele) einhundert Meter weit nach Westen. Martini betont die großartige Bauleistung in Form der das Temenos und auch die Akropolis begrenzenden mo-

numentalen Stützmauer, die stellenweise noch fünfzehn Meter hoch ansteht und aus großformatigen Quadern gefügt wurde. Zusammen mit dem Akropolistor und der in Kehren zum Tor gelangenden breiten Straße, die sich weiter südlich als Hauptverbindung nach Westen (Weststraße) wie Osten (Ost-, Hafenstraße) gabelt, erschließt er eine Prozessionsanlage zum Heiligtum der Großen Herrin von Perge. Die überregionale Bedeutung wird auch in der Anbindung durch eine vier Kilometer lange Wegführung bis zum Kestroschafen deutlich, wo vielleicht ein Großteil der Besucher ankam. Spätestens zu dieser Zeit war die Siedlung auf der Akropolis nicht nur ein Absatzort fremder Handelsgüter, sondern wurde zu einem Anziehungspunkt für Besuchermassen von außerhalb ausgebaut. Der Verfasser möchte den sich in den baulichen Veränderungen abzeichnenden mentalen Wandel, der zu einem neuartigen Repräsentationsbedürfnis führte, nicht mit den indigenen Siedlern verbinden, sondern erwägt auch hier athenische Einflussnahme mit dem Ziel, Perge zu einem überregionalen politischen Zentrum auszubauen.

Gleichzeitig in das fünfte Jahrhundert werden als Reste von Wohnbauten der lokalen Elite angesprochene einschalige, isodome Quadermauern datiert, die anstelle von Vorgängern neu errichtet wurden, so dass für die frühe Klassik eine grundsätzliche urbanistische Umgestaltung erschlossen wird.

Im vierten Jahrhundert waren andere Baumaßnahmen notwendig: Die Nekropole im Norden der Akropolis wurde angelegt – nach Martini für die Grabbauten der Elite – und der Tafelberg fortifikatorisch verstärkt.

»Die hellenistische Zeit (330–27 v. Chr.)« (S. 68–74) brachte weitere Veränderungen auf der Akropolis mit sich, vor allem die Anlage der Neustadt in der südlichen Ebene. Auf dem Hügel wurde in Fläche 2 der Kultbau 1 zu einem griechisch-hellenistisch proportionierten Antentempel (Kultbau 2) umgewandelt (Abb. 42). Seit dem späten vierten Jahrhundert ist in Perge wie in anderen Südküstensiedlungen ein mächtiger Hellenisierungsschub auszumachen. Ansonsten ist im dritten und zweiten Jahrhundert keine größere Baumaßnahme in den Heiligtümern nachzuweisen. Stattdessen wurde die Befestigung der Akropolis laufend den veränderten Angriffsstrategien angepasst und auch der profan-repräsentative Ausbau weiter betrieben. Am westlichen Ende der Felsbarre wurde ein großer Peristylbau (42 x 45 m) angelegt. Der Autor erwägt, ob hier die Agora lag. Weiter im Zentrum entstand ein zweites Peristyl mit angrenzenden Bauten, das vielleicht für das inschriftlich gesicherte Gymnasion in Anspruch genommen darf.

Das Artemis-Pergaia-Heiligtum entwickelte sich zu einem gesamtpergäolischen Kultzentrum, dessen Ausstrahlung noch weit über die Grenzen der Region hinausreichte und das Filialheiligtümer in Ägypten, Westkleinasien und auf den Ägäisinseln etablieren konnte. Als bedeutender Wirtschaftsfaktor begünstigte seine Blüte vielleicht die Entstehung der städtischen Münzprägung, die seit dem dritten Jahrhundert ökonomische Transaktionen erleichterte.

Die politisch wechselvolle Geschichte des Hellenismus hat sich in Perge materiell kaum niedergeschlagen – im Gegenteil: Der Verfasser weist auf die kontinuierliche Verwendung achämenidischer Trinkschalen noch im fortgeschrittenen dritten Jahrhundert hin, als die Stadt längst unter tolemaischer beziehungsweise seleukidischer Hoheit stand. Die pergamenische Herrschaft seit dem zweiten Jahrhundert ist archäologisch ebenso wenig zu fassen.

Deutlich sichtbar war dagegen der städtische Wohlstand, der sich in der Anlage der Neustadt manifestierte (Abb. 43). Außer dem südlichen Stadttor mit den beiden Rundtürmen ist allerdings nichts Hellenistisches erhalten. Der Autor argumentiert gegen die übliche Datierung des Eingangs in die Zeit um 200 v. Chr. und schlägt eine Einordnung in das letzte vorchristliche Jahrhundert vor. Er spricht der nur partiell fertiggestellten späthellenistischen Verteidigungsanlage jede Schutzfunktion ab und gelangt zu der überzeugenden These, dass dieser Baukörper vorrangig als Repräsentationsobjekt gedacht war.

In der langen Blüteperiode, die »Die römische Kaiserzeit (27 v. Chr. – 1. Hälfte 4. Jh. n. Chr.)« (S. 75–81) für Perge darstellte, wurden in der Neustadt zunächst öffentliche Gebäude wie Palästra, Thermen, Bögen und die monumentalen Hauptachsen der Stadt errichtet und spätestens durch die wichtigste private Sponsorin Perges, Plancia Magna, im frühen zweiten Jahrhundert prächtig ausgebaut. Die lange Nordsüdstraße wurde im Süden durch einen monumentalen Hof mit Statuen der mythischen Gründer und der Familie der Plancia Magna sowie einen Ehrenbogen für Hadrian und im Norden durch ein großes Nymphäum eingefasst. Weiter im Süden wurden das Theater und das Stadion errichtet. Damit hatte sich das Erscheinungsbild Perges innerhalb des ersten und frühen zweiten Jahrhunderts der Kaiserzeit grundsätzlich gewandelt; die Stadt kam nun als moderne römische Metropole daher. Ein starker Rombezug bei den städtischen Bürgern, besonders der Elite, ist typisch für diese Zeit.

Auch wenn nun viele Familien in die Neustadt zogen, wurde die Besiedlung der Akropolis nicht aufgegeben – dies ist ein wichtiges Ergebnis der Gießener Forschungen, das ältere Thesen gründlich korrigiert. Die Agora (= hellenistisches Peristyl 1) am Südrand und das Gymnasion wurden im zweiten nachchristlichen Jahrhundert renoviert, zwei große römische Peristylanlagen fassten das ältere Gymnasion ein. Auch um das Heiligtum in Fläche 1 und das mutmaßliche Artemisheiligtum kümmerte man sich mit Baupflege- und Erweiterungsmaßnahmen. Die früheren Wohnbauten und die nördliche Nekropole wurden weiterhin benutzt. Konstant blieb auch der Schutzcharakter der Akropolis mit einem bewachten Südtor. Dies ist erstaunlich, da sich die Neustadt ohne geschlossenen Mauerring präsentierte. Der Kontrast von Alt- und Neustadt umfasste viele visuell wahrnehmbare Aspekte: Die Neustadt zeigte ein orthogonales System, die Altstadt enge gekrümmte Gassen; in der Neustadt gab es künstlich gefasste Wasserläufe, in der Altstadt

trat Wasser aus dem Karstgestein natürlich aus; geogene Strukturen existierten in der Neustadt wohl kaum, in der Altstadt wurden sie bewusst zur Schau gestellt; im Zentrum der Neustadt existierten keine Heiligtümer, die Akropolis besaß mindestens drei. So stellte sich der Tafelberg in der Kaiserzeit als altes sakrales Zentrum der Gesamtstadt dar. Das Ende des blühenden pergäischen Gemeinwesens mit seinen beiden Standorten wurde durch ein schweres Erdbeben in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts eingeleitet.

»Die früh- und mittelbyzantinische Zeit (zweite Hälfte viertes Jahrhundert bis elftes Jahrhundert n. Chr.)« (S. 82–85) war eine Phase der Anlage von Basiliken, die teilweise bewusst pagane Einrichtungen wie das Artemisheiligtum überbaute. Ebenso wurde das Heiligtum in Fläche 2 von einem großflächigen Villenkomplex (50 x 65 m) überdeckt (Abb. 46). Die qualitätvollen neuen Gebäude mit Opus-sectile-Pavimenten und Mosaikböden zeugen nach Martini von der kontinuierlichen Bedeutung der Akropolis. Den Basiliken der Akropolis wurden nun Sakralgebäude in der Unterstadt konkurrierend gegenübergestellt. Erdbeben und die Verlagerung des Bischofssitzes in das nahe Sillyon dürfen als Faktoren beziehungsweise Indizien für ein allmähliches Zusammenbrechen der städtischen Funktionen gewertet werden. Gegenüber der Unterstadt gewann die Akropolis in mittelbyzantinischer Zeit ein letztes Mal an Bedeutung durch ihren natürlichen Charakter als Rückzugsort, der durch zeitgenössische Befestigungsbauten verstärkt wurde.

Im »Rückblick« (S. 86f.) stellt der Verfasser seine wichtigsten Beobachtungen zu den kulturellen Orientierungen Perges vom fünften vorchristlichen Jahrtausend bis in das fünfte nachchristliche Jahrhundert zusammen. Begründungen der kulturhistorischen Ableitungen werden hier nicht mehr angeführt, sondern die in der Einleitung formulierten Fragen in konsequenter Weise mit einem Thesenpaket beantwortet. Als kürzest mögliches Resümee der Entwicklung Perges dürfen die Sätze gelten, »dass der beobachtete Wandel in hohem Maß durch die Berührung mit benachbarten Kulturen oder etwas entfernteren Hochkulturen in unregelmäßigen Schüben ausgelöst worden ist« und »dass das Ausmaß der Adaption fremder Einflüsse in den einzelnen Materialgattungen, die für verschiedenen Lebensbereiche oder Einflussphären stehen, sehr unterschiedlich sein konnte« – was in dieser Minimalform wohl für fast jede Siedlung gilt, aber hier ein sorgfältig erarbeitetes Ergebnis darstellt.

Für die Beurteilung der für die Ergebnisproduktion verwendeten Methoden und die Schlussfolgerungen selbst muss man sich deutlich machen, dass Martini zu etwa siebzig Prozent auf die Grabungsergebnisse von Fläche 1 zurückgreifen muss. Dieses etwa fünfhundert Quadratmeter messende Areal wird als Pars pro toto für die vierzig Hektar große Akropolis verwendet. Andererseits macht der Autor dieses Missverhältnis immer wieder deutlich – ihm ist ein Verschleiern der Grundlagen sicher nicht zu unterstellen.

Ähnlich verhält es sich mit der Nachvollziehbarkeit der Beschreibung von Befunden und den daraus abgeleiteten Schlüssen: Fast alle Gebäude der Akropolis sind durch spätere Nutzungen erheblich beeinträchtigt worden und zerstörten ihrerseits frühere Strukturen. Man gewinnt den Eindruck, dass manchmal von einem Gebäude maximal eine Steinlage erhalten ist und diese ein Puzzlestück in einer komplexen stratigraphischen Folge von früheren und älteren ortsgleichen Architekturen ist – und Schlussfolgerungen mit extremer Vorsicht formuliert werden müssen. Den Lesenden wird mit einem einzigen Foto (Abb. 20) ein Einblick in eine typische (?) komplizierte Befundsituation gestattet, die anderen Textabbildungen zeigen schematisch-saubere Grundrissrekonstruktionen oder Fundobjekte im Fotostudioambiente. Es fehlt die Möglichkeit, sich einen eigenen Zugang zum Forschungsobjekt zu erarbeiten. Mit Grabungsfotos und Profilzeichnungen hätte der Leserschaft die Möglichkeit gegeben werden können, Schlussfolgerungen zu überprüfen und zu objektivieren. Manchmal hätte schon das Mitteilen der erhaltenen Höhe eines Mauerzugs oder die Differenzierung von Sichtfläche und Fundamentbereich für eine bestimmte Bauphase genügt. Dies sind zugegebenermaßen facharchäologische Monita, und dem Verfasser muss zugestanden werden, dass sein Buch eben keine Ausgrabungsvorlage sein soll. Dennoch bleibt es dem Leser oft überlassen, ob er Martini folgt – was er in der Regel gerne tut! – oder dessen Thesen als zu spekulativ verwirft, da ihre Grundlagen nicht überprüft werden können.

Das Layout des kleinen Bandes ist ansprechend und wunderbar lesbar gestaltet; es wurden regelmäßige Textabbildungen auf den Seiten untergebracht, so dass kaum eine Doppelseite ohne auflockerndes Bild ist. Manche Pläne, allen voran den Gesamtplan der Akropolis (Beilage) und den Gesamtplan der Stadt (Abb. 43), hätte man sich als größerformatige Faltbeilagen gewünscht, doch die Vorgaben der Traditionsreihe ließen solche Extras wohl nicht zu. Auch das anspruchsvoll wirkende Glanzpapier stellt für den Rezensenten eher einen Störfaktor dar: Je nach Lichtfall entstehen auf den Textseiten Reflexionen; was bei Abbildungen eine hohe Druckqualität begünstigt, beeinträchtigt den kontinuierlichen Lesefluss. Fehlerhaft, dem Autor aber nicht anzulasten, ist die abweichende Seitenzählung im Inhaltsverzeichnis und in der doppelten Paginierung (die durch die getrennte Artikel- und die Bandseitenzählung ein weiteres Mal falsch ist): Zu den Angaben im Inhaltsverzeichnis sind fünf Seiten zu addieren, dann findet man das gewünschte Kapitel im Fließtext. Andere Unkorrektheiten wiegen schwerer, da sie nicht ad hoc korrigierbar sind: Im Text erwähnte Kurzbezeichnungen von Gebäuden finden sich trotz des Hinweises »Beilage« dort nicht unter diesen Namen (Beispiel: »Klassische Bauten«), sondern etwa in der erweiterten Fassung »Klassische Wohnbauten«. Diese Transferleistung sollte der Leserschaft nicht zugemutet werden. Die häufig verwendeten topographischen Bezeichnungen »West- und Osthügel« sind namentlich in keinem Plan eingetragen,

der Leser darf sich die Lage dieser Kuppen anhand von Textinformationen selbst rekonstruieren und gedanklich in die Beilage eintragen.

Praktisch wäre es gerade für fachfremde Rezipienten gewesen, die oft benutzten Phasenbezeichnungen in einer tabellarischen Übersicht mit Zeitspannen verbunden zu finden.

Bei Stichproben ergeben sich Mängel in der Kombination von Fußnotenapparat und Verzeichnis der konsultierten und zitierten Werke: In Anmerkung 124 etwa wird ein Aufsatz genannt, zu dem im Literaturverzeichnis gleich drei Übereinstimmungen existieren, dort aber mit der Unterscheidung a, b, c zum Erscheinungsjahr – diese Angabe fehlt in der Fußnote. In Anmerkung 176 wird ein Titel genannt, der im Verzeichnis überhaupt nicht vorkommt. Man gewinnt den Eindruck, dass hier aus mehreren Versatzstücken kompiliert wurde, ohne die Angaben einer letzten Überprüfung zu unterziehen.

Dies sind technische Unzulänglichkeiten, die erwähnt werden müssen, aber nicht den grundsätzlichen Erfolg der Publikation schmälern können. Das Buch zur Akropolis von Perge ist angenehm zu lesen, enthält provokante Interpretationen und weist auf das Potential der Archäologie als Geschichtswissenschaft hin. Der Versuch des Archäologen, aus materiellen Hinterlassenschaften historische Schlussfolgerungen abzuleiten, ist durchgängig geglückt. Die Thesen sind zwar manchmal spekulativ, aber stets erfreulich transparent formuliert, so dass der aufmerksame Leser vom Verfasser selbst auf alternative Deutungsmöglichkeiten hingewiesen wird. Der Gang durch die Jahrtausende bietet für viele andere Feldforschungsunternehmungen zahlreiche Ansätze für Parallelisierungen oder Abgrenzungen eigener Interpretationen. Der Autor entscheidet sich selbstbewusst fast immer für eine von mehreren Deutungsmöglichkeiten und macht sich durch die souveräne Fokussierung bewusst angreifbar. Ein derartiger Überblick kann nur aus einer Gratwanderung entstehen, will er sich nicht im Detail verlieren. Nach den hoffentlich in naher Zukunft als »Die Akropolis von Perge II« vorgelegten Ergebnissen der Feldunternehmungen aus dem Zeitraum von 1998 bis 2008 dürfte Perge zu den genauso intensiv beforschten wie außergewöhnlich schnell und umfassend in Publikationen präsentierten kleinasiatischen antiken Städten gehören – Wolfram Martini hat dazu entscheidend beigetragen.

Frankfurt a. M.

xel Filges